



RILEY SAGER

SCHWARZER
SEE

THRILLER

dtv

dtv

Riley Sager

SCHWARZER SEE

THRILLER

Deutsch von
Susanne Goga-Klinkenberg

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Riley Sager
ist bei dtv außerdem erschienen:
Final Girls (21730)

Wie immer für Mike



Deutsche Erstausgabe 2019
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2018 Todd Ritter

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›The Last Time I Lied‹ (Dutton, New York 2018)

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Gesetzt aus der Utopia Std 9,4 / 12,1

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21806-1

Und so fängt es an.

Du wachst auf, als das Sonnenlicht in den Bäumen vor dem Fenster flüstert. Das Licht ist schwach, kraftlos und grau an den Rändern. Die Dämmerung streift noch die Haut der Nacht ab. Und doch ist es so hell, dass du dich zur Wand drehst, während die Matratze unter dir quietscht. In diesem Umdrehen gibt es einen Augenblick der Orientierungslosigkeit, einen Sekundenbruchteil, in dem du nicht weißt, wo du bist. Das kommt gelegentlich vor, wenn du tief und traumlos geschlafen hast. Vorübergehende Amnesie. Du siehst die feine Körnung der Kiefernwand, riechst den Rauch des Lagerfeuers in deinen Haaren und weißt genau, wo du bist.

Camp Nightingale.

Du schließt die Augen und versuchst, wieder einzuschlafen, bemühst dich, die Naturgeräusche von draußen auszublenden. Sie klingen schrill und disharmonisch – Nachttiere, die mit den Taggeschöpfen kollidieren. Du fängst das Brummen der Insekten auf, das Vogelgezwitscher, einen einsamen Eistaucher, der über den See hinweg einen letzten geisterhaften Ruf austößt.

Der Lärm von draußen überlagert vorübergehend die Stille drinnen. Doch dann verklingt das Hämmern eines Spechts zu einem Echo, und in dieser kurzen Pause erkennst du, wie still es ist. Dass du nichts als das stete Auf und Ab deines eigenen schlafschweren Atems hörst.

Du reißt die Augen wieder auf und horchst angestrengt auf andere Geräusche – irgendetwas.

Doch da ist nichts.

Der Specht legt wieder los. Sein rasches Hämmern zieht dich förmlich von der Wand weg, und du drehst dich zum Inneren der Hütte um. Der Raum ist klein. Es gibt gerade genügend Platz für zwei Etagenbetten, einen Nachttisch mit einer Laterne drauf und vier Truhen aus Hickory-Holz neben der Tür, in denen man seine Sachen verstauen kann. Man sieht sofort, ob der Raum leer ist, und genau das ist er. Du schaust zu dem Etagenbett gegenüber. Der obere Schlafplatz ist ordentlich gemacht, das Laken straff gezogen. Der untere das genaue Gegenteil – ein Durcheinander aus Decken, darunter etwas Knubbeliges.

Du siehst im frühen Dämmerlicht auf die Uhr. Kurz nach fünf. Fast eine Stunde bis zum Wecken. Das löst eine unterschwellige Panik in dir aus, die knapp unter deiner Haut summt, juckend und lästig.

Bilder von Notfällen rasen durch deinen Kopf. Eine plötzliche Erkrankung. Ein hektischer Anruf von daheim. Du versuchst sogar, dir einzureden, die Mädchen hätten so schnell weggemusst, dass sie dich nicht wecken konnten. Oder sie haben es versucht, dich aber nicht wach bekommen. Du kniest dich vor die Truhen, in die frühere Campbesucherinnen ihre Namen geschnitzt haben, und öffnest alle außer deiner. Sie sind vollgestopft mit Kleidung, Zeitschriften und Bastelarbeiten. In zweien liegen Handys, ausgeschaltet und seit Tagen nicht benutzt.

Nur eine hat ihr Handy mitgenommen.

Du hast keine Ahnung, was das zu bedeuten hat.

Der erste – und einzige – plausible Ort, an dem die Mädchen sein könnten, ist der Waschraum, ein Rechteck mit Wänden aus Zedernholz, das hinter den Hütten nah am Waldrand steht. Vielleicht musste eine von ihnen auf die Toilette, und die anderen sind mitgegangen. So was kommt vor. Du selbst hast an solchen nächtlichen Ausflügen teilgenommen. Zusammen-

gedrängt seid ihr im Schein einer einzigen Taschenlampe über den Weg gehuscht. Doch das perfekt gemachte Bett zeugt von einer geplanten Abwesenheit. Einer Abwesenheit, die länger dauern sollte. Oder es bedeutet, schlimmer noch, dass letzte Nacht niemand hier geschlafen hat.

Du öffnest die Tür und trittst nervös nach draußen. Es ist ein grauer, kühler Morgen, und du schlingst die Arme um dich, um ein bisschen Wärme zu spüren, während du zum Waschraum gehst. Drinnen schaust du in jede Kabine und jede Dusche. Alle sind leer. Die Wände der Dusche sind trocken. Die Waschbecken auch.

Als du wieder draußen stehst, hältst du auf halbem Weg zwischen Waschraum und Hütten inne, den Kopf geneigt, und horchst im Summen und Zirpen und sanften Klatschen des Wassers ans nahe Seeufer auf Anzeichen der Mädchen.

Es ist nichts zu hören.

Das Camp ist vollkommen still. Das Gefühl, allein zu sein, legt sich wie ein schwerer Mantel um deine Schultern. Du fragst dich einen Moment lang, ob das Camp geräumt wurde und man nur dich zurückgelassen hat. Schreckliche Szenarien drängen in deinen Kopf. Hütten, die in irrer, angstgetriebener Eile verlassen wurden. Und du hast alles verschlafen. Du umkreist leise die Hütten, horchst auf Lebenszeichen. Es sind insgesamt zwanzig, die auf der Lichtung rasterförmig angeordnet sind. Du gehst zwischen ihnen hindurch, spürst, wie lächerlich du aussiehst. Du trägst nur ein Tanktop und Boxershorts, an deinen nackten Füßen kleben trockene Kiefernadeln und der Mulch vom Weg.

Die Hütten sind nach Bäumen benannt. Deine heißt Dogwood, die nebenan Maple. Du gehst im Kopf alle Namen durch und überlegst, in welcher die Mädchen sein könnten. Du stellst dir eine improvisierte Übernachtungsparty vor. Spähst durch Fenster und stößt unverschlossene Türen auf, musterst die Doppeldeckerreihen schlafender Mädchen und suchst nach über-

zählichen Besucherinnen. In einer Hütte – Blue Spruce – weckst du versehentlich ein Mädchen im unteren Bett. Sie setzt sich auf, das Keuchen bleibt ihr in der Kehle stecken.

»Entschuldigung«, flüsterst du und schließt die Tür. »Tut mir leid, tut mir leid.«

Du gehst zu den Gemeinschaftsgebäuden des Camps, wo es von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung geschäftig zugeht. Noch aber ist der Sonnenaufgang nur ein Versprechen, ein schwaches Rosa, das allmählich über den Horizont kriecht. Dort steht die rustikale Kantine, wo es in etwa einer Stunde nach Kaffee und verbranntem Speck riechen wird. Im Augenblick aber riecht es nicht nach Essen, kein Laut ist zu hören.

Du drückst die Klinke. Die Tür ist abgeschlossen.

Als du dein Gesicht ans Fenster presst, siehst du nur den dunklen Speiseraum, die Stühle stehen noch auf den langen Tischen.

Genau wie in der Kunstwerkstatt nebenan. Auch sie ist abgeschlossen und dunkel.

Du siehst den Halbkreis aus Staffeleien, auf denen die halbfertigen Leinwände von gestern stehen. Ihr habt an einem Stillleben gearbeitet. Eine Vase Wildblumen neben einer Schale mit Orangen. Du kannst dich des Gefühls nicht erwehren, dass die Stunde nie beendet wird, dass die Blumen für immer halb gemalt bleiben und die Schalen ewig auf ihr Obst warten werden.

Du weichst zurück, drehst dich langsam, überlegst dir den nächsten Schritt. Rechts liegt der Schotterweg, der aus dem Camp hinaus und durch den Wald bis zur Hauptstraße führt. Du gehst in die entgegengesetzte Richtung, wo ein gewaltiges Blockhaus am Ende einer gebogenen Auffahrt thront.

Das Landhaus. Es ist ein unförmiges Mischwesen, mehr Herrenhaus als Hütte, das die Campbewohnerinnen daran erinnert, wie bescheiden ihre eigenen Unterkünfte sind. Alles ist still und dunkel. Die Sonne geht hinter dem Gebäude auf und taucht die Vorderseite in Schatten, sodass du die Buntglasfens-

ter, das Fundament aus Feldstein und die rote Tür kaum erkennen kannst.

Du willst zur Tür laufen und dagegenhämmern, bis Franny aufmacht. Sie leitet das Camp und muss erfahren, dass drei Mädchen verschwunden sind. Sie ist für die Mädchen verantwortlich.

Du hältst inne, weil du dich auch irren könntest. Vielleicht hast du ein Versteck übersehen, in dem sich die Mädchen verkrochen haben. Du möchtest Franny nur im äußersten Notfall beunruhigen, denn du hast sie schon einmal enttäuscht.

Du willst gerade in eure verlassene Hütte zurückkehren, als etwas hinter dem Landhaus deine Aufmerksamkeit erregt. Ein Streifen orangefarbenes Licht am Ende des abfallenden Rasens.

Der Himmel, der sich im Lake Midnight spiegelt.

Bitte seid da, denkst du. Bitte seid in Sicherheit. Bitte lasst mich euch finden.

Natürlich sind die Mädchen nicht am See. Es gibt keinen verünftigen Grund, weshalb sie dort sein sollten. Es kommt dir vor wie ein Albtraum. Die Art von Albtraum, vor der du dich am meisten fürchtest, wenn du abends die Augen zumachst. Nur ist dieser Albtraum wahr geworden.

Vielleicht bleibst du deswegen nicht stehen, als du das Seeufer erreichst. Du gehst weiter, in den See hinein, spürst glitschige Steine unter den Füßen. Bald reicht dir das Wasser bis zu den Knöcheln. Als du zu zittern anfängst, weißt du nicht, ob es vom kalten See oder von der Angst kommt, die dich ergriffen hat, seit du auf die Uhr geschaut hast.

Du drehst dich im Wasser, betrachtest die Umgebung. Hinter dir das Landhaus, die dem See zugekehrte Seite strahlt im Sonnenaufgang, die Fenster sind rosig erleuchtet. Das Seeufer erstreckt sich zu beiden Seiten, eine scheinbar endlose Linie aus Felsen und schiefen Bäumen. Du schaust nach draußen auf die weite Fläche des Sees. Das Wasser ist glatt wie ein Spiegel, in seiner Oberfläche sieht man die langsam aufziehenden Wolken.

Der See ist sehr tief, obwohl sich die Wasserlinie durch die anhaltende Trockenheit gesenkt und am Strand einen dreißig Zentimeter breiten Streifen sonnengetrockneter Kiesel hinterlassen hat.

Nun, da der Himmel heller wird, kannst du das gegenüberliegende Ufer als dunklen Streifen im Dunst erkennen. Alles – das Camp, der See, der Wald um dich herum – ist in Privatbesitz. Es gehört Frannys Familie und wurde über Generationen weitervererbt.

So viel Wasser. So viel Land.

So viele Orte, an denen man verschwinden kann. Die Mädchen könnten überall sein. Das wird dir klar, als du im Wasser stehst und immer stärker zitterst. Sie sind da draußen. Irgendwo. Es kann Tage dauern, bis man sie findet. Oder Wochen. Womöglich findet man sie nie.

Der Gedanke ist zu schrecklich, und doch kannst du an nichts anderes denken. Du stellst dir vor, wie sie durch den dichten Wald stolpern, halt- und orientierungslos, und sich fragen, ob das Moos an den Bäumen wirklich nach Norden weist. Du stellst dir vor, dass sie hungrig und verängstigt sind. Du stellst sie dir unter der Wasseroberfläche vor, wie sie in den Schlamm sinken und vergeblich versuchen, sich nach oben zu kämpfen.

Das alles denkst du und fängst an zu schreien.

1. Teil

ZWEI WAHRHEITEN

1

Ich male die Mädchen immer in derselben Reihenfolge.

Zuerst Vivian.

Dann Natalie.

Allison kommt als Letzte, obwohl sie als Erste die Hütte verlassen hat und daher streng genommen zuerst verschwunden ist.

Meine Gemälde sind groß, geradezu gewaltig. Groß wie ein Scheunentor, wie Randall zu sagen pflegt. Doch die Mädchen sind immer klein. Unbedeutende Zeichen auf einer erschreckend großen Leinwand.

Sie kommen stets in der zweiten Phase eines Gemäldes dazu, nachdem ich einen Hintergrund aus Erde und Himmel aufgetragen habe, dessen Farbtöne angemessen düstere Namen tragen. Spinnenschwarz. Schattengrau. Blutrot.

Und Mitternachtsblau natürlich. Auf meinen Gemälden gibt es immer ein bisschen Mitternacht.

Die Mädchen stehen manchmal dicht zusammengedrängt, dann wieder einzeln, verteilt auf die Ecken der Leinwand. Ich male sie in weißen Kleidern, deren Säume sich blähen, als ließen sie vor etwas davon. Meist kehren sie dem Betrachter den Rücken zu, sodass man nur ihre Haare sieht, die auf der Flucht hinter ihnen herflattern. Wenn man einen Blick auf ihr Gesicht erhaschen kann, was selten vorkommt, sieht man nur ein blasses Profil, nicht mehr als einen einzigen geschwungenen Pinselstrich.

Als Letztes male ich den Wald, indem ich die Farbe mit einem Spachtel in breiten, sperrigen Strichen auf die Leinwand schmiere. Dieser Prozess kann Tage oder sogar Wochen dauern, und dabei wird mir ein bisschen schwindlig von den Dämpfen, weil ich immer mehr Farbe auf die Leinwand klatse, Schicht um Schicht, bis es richtig dick ist.

Ich habe gehört, wie Randall potenziellen Käufern gegenüber damit prahlt, dass meine Oberflächen an van Gogh erinnerten, dass die Farbe in zweieinhalb Zentimeter hohen Wellenkämmen von der Leinwand abstehe. Ich stelle mir lieber vor, dass ich die Natur male, in der echte Glattheit nur ein Mythos ist, vor allem im Wald. Die rauen Rillen der Baumrinde. Moosflecken auf einem Stein. Das Laub mehrerer Herbste, das den Boden bedeckt. Das ist die Natur, die ich mit meinen Kratzern und Höckern und Farbkringeln einzufangen suche.

Also füge ich mehr und mehr Farbe hinzu, jede wandgroße Leinwand versinkt allmählich im Wald meiner Fantasie. Dicht. Abweisend. Voller Gefahren. Die Bäume ragen dunkel und bedrohlich auf. Ranken kriechen nicht, sie umschlingen, verengen sich zu einem Würgegriff. Unterholz überwuchert den Waldboden. Blätter verdecken den Himmel.

Ich male, bis kein Fleckchen Leinwand mehr frei ist und die Mädchen vom Wald verschlungen werden, begraben unter den Bäumen und Ranken und Blättern, unsichtbar. Erst dann weiß ich, dass ein Gemälde fertig ist, und setze mit dem Pinselende meinen Namen in die untere rechte Ecke.

Emma Davis.

Derselbe Name zierte in nahezu unleserlicher Schrift eine Wand der Galerie und begrüßt die Besucher, die durch die gewaltigen Schiebetüren des ehemaligen Lagerhauses im Meatpacking District treten. Alle anderen Wände sind mit Gemälden bedeckt. *Meinen* Gemälden. Siebenundzwanzig Stück.

Meine erste Ausstellung in einer Galerie.

Randall hat sich für die Vernissage geradezu selbst übertragen und den Raum in einen Großstadtdschungel verwandelt. Rostfarbene Wände und Birkenstämme, in New Jersey gefällt und geschmackvoll arrangiert. Im Hintergrund wummert ätherische Housemusic. Die Beleuchtung lässt an Oktober denken, obwohl nächste Woche St. Patrick's Day ist und der Schneematsch sich noch auf den Straßen türmt.

Die Galerie ist proppenvoll, das muss ich Randall lassen. Sammler, Kritiker und Schaulustige drängen sich vor den Bildern, Champagnergläser in der Hand, und greifen beiläufig nach Krokettens mit Ziegenkäse und Champignons, die an ihnen vorbeigetragen werden. Man hat mich schon einem Dutzend Leute vorgestellt, deren Namen ich sofort vergessen habe. Wichtige Leute. So wichtig, dass Randall mir beim Händeschütteln ihre Namen ins Ohr flüstert.

»Von der 'Times«, sagt er über eine Frau, die von Kopf bis Fuß in Violett gekleidet ist. Bei einem Mann, der einen makellosen Maßanzug und rote Turnschuhe trägt, flüstert er nur: »Christie's.«

»Sehr eindrucksvolle Arbeiten«, sagt Mr Christie. »Sie sind so kühn.«

Er klingt überrascht, als wären Frauen unfähig zur Kühnheit. Vielleicht liegt es auch daran, dass ich selbst alles andere als kühn bin. Verglichen mit anderen Größen der Kunstwelt wirke ich geradezu sittsam. Kein violettes Ensemble oder grelles Schuhwerk. Heute Abend habe ich das kleine Schwarze und schwarze Pumps mit Kitten Heels aufgeboten. Meist trage ich Cargo-osen und farbfleckige T-Shirts. Mein einziger Schmuck ist das silberne Glücksarmband, das ich immer am linken Handgelenk trage. Daran hängen drei Glücksbringer – winzige Vögel aus gebürstetem Zinn.

Ich habe Randall einmal erzählt, dass ich mich so schlicht kleide, weil meine Gemälde herausstechen sollen, nicht ich. In Wahrheit finde ich es sinnlos, mich kühn zu geben.

Vivian war in jeder Hinsicht kühn.

Und doch ist sie verschwunden.

Während des Meet and Greet lächle ich so breit, wie es von mir erwartet wird, und weiche gewandt den unvermeidlichen Fragen nach meinen Zukunftsplänen aus.

Nachdem der Strom der Fremden versiegt ist, stehe ich mit einem Glas Champagner abseits der Menge und zwinge mich, nicht bei jedem Bild nach dem verräterischen roten *Verkauft*-Aufkleber zu schielen. Ich sehe mich nach Leuten um, die ich tatsächlich kenne, und es sind gar nicht so wenige. Dafür bin ich dankbar, finde es aber auch seltsam, sie alle im selben Raum zu sehen. Freunde aus der Highschool zusammen mit Leuten aus der Werbeagentur, Malerkollegen neben Verwandten, die mit dem Zug aus Connecticut gekommen sind.

Bis auf eine Cousine sind alle männlich.

Nicht ganz zufällig.

Meine Laune bessert sich, als Marc eintrifft, modisch spät und mit einem stolzen Grinsen im Gesicht. Er behauptet, er verabscheue die Kunstwelt, fügt sich aber perfekt hier ein. Bärtig mit wunderbar zerzaustem Haar. Kariertes Sportmantel über abgetragenem Mickymaus-T-Shirt. Rote Sneaker, bei denen Mr Christie vor Neid erblassen würde. Marc geht durch die Menge, schnappt sich ein Glas Champagner und eine Krokette, die er sich in den Mund steckt und nachdenklich zerkaut.

»Der Käse ist die Rettung«, teilt er mir mit. »Aber die wässrigen Pilze sind eine Unverschämtheit.«

»Ich habe noch gar nicht probiert. Bin zu nervös.«

Marc legt mir beruhigend die Hand auf die Schulter. So war es schon, als wir während des Kunststudiums zusammengewohnt haben. Jeder Mensch braucht einen ruhenden Pol und Künstler ganz besonders. Für mich ist das Marc Stewart. Meine Stimme der Vernunft. Mein bester Freund. Vermutlich wäre er sogar mein Ehemann, würden wir nicht beide auf Männer stehen.

Ich fühle mich zu den Unerreichbaren hingezogen. Auch das wohl mit gutem Grund.

»Du darfst es genießen«, sagt er.

»Ich weiß.«

»Du kannst stolz auf dich sein. Du brauchst kein schlechtes Gewissen zu haben. Künstler dürfen sich von eigenen Erfahrungen inspirieren lassen. Darum geht es doch bei der Kreativität.«

Marc redet natürlich von den Mädchen. Sie sind in jedem meiner Gemälde begraben. Außer mir weiß nur er von ihrer Existenz.

Aber ich habe ihm nicht erzählt, weshalb ich sie fünfzehn Jahre später immer noch verschwinden lasse.

Es ist besser, wenn er das nicht weiß.

Eigentlich hatte ich nie vor, so zu malen. Zu Beginn meines Studiums waren schlichte Farben und Formen mein Ding. Die Suppendosen von Andy Warhol. Die Flaggen von Jasper Johns. Piet Mondrians kühne Quadrate und strenge schwarze Linien. Dann erhielt ich die Aufgabe, einen Menschen zu malen, den ich kannte und der gestorben war.

Ich entschied mich für die Mädchen.

Als Erste malte ich Vivian, weil sie in meiner Erinnerung am hellsten leuchtet. Blonde Haare wie aus einer Shampoo-werbung. Unpassend dunkle Augen, die bei richtiger Beleuchtung schwarz aussahen. Stupsnase voller Sommersprossen. Ich steckte sie in ein weißes Kleid mit einem aufwendigen viktorianischen Kragen, der sich wie ein Fächer um ihren Schwanenhals legte, und verlieh ihr das gleiche rätselhafte Lächeln, mit dem sie die Hütte zuletzt verlassen hatte.

Du bist noch zu jung dafür, Em.

Dann kam Natalie. Hohe Stirn. Eckiges Kinn. Die Haare zu einem straffen Pferdeschwanz gebunden. Ihr weißes Kleid erhielt einen niedlichen Spitzenkragen, der ihren dicken Hals und die breiten Schultern überspielte.

Und dann war da noch Allison, die so gesund aussah. Apfelbäckchen und schmale Nase. Augenbrauen, die zwei Töne dunkler waren als ihr flachsblondes Haar, dünn und perfekt wie mit einem braunen Stift gemalt. Ich versah sie mit einer elisabethanischen Halskrause, aufgeputzt und majestätisch.

Doch mit dem Gemälde stimmte etwas nicht. Ich erkannte es erst in der Nacht, bevor ich das Projekt abgeben musste. Ich wurde um zwei Uhr morgens wach und bemerkte, wie mich die drei durchs Zimmer anstarnten.

Dass man sie sah, war das Problem.

Ich schlich aus dem Bett und trat vor die Leinwand, nahm einen Pinsel, tauchte ihn in braune Farbe und schmierte einen Strich über ihre Augen. Einen Ast, der sie blendete. Weitere Äste folgten. Dann Pflanzen und Ranken und ganze Bäume, die aus meinem Pinsel auf die Leinwand flossen, als würden sie daraus hervorwachsen. Als es dämmerte, war fast die ganze Leinwand von Wald bedeckt. Von Vivian, Natalie und Allison blieben nur Fetzen weißer Kleider, Hautflecken und Haarsträhnen.

Dies war Nr. 1. Das erste Bild meiner Waldserie. Das Einzige, auf dem zumindest Spuren der Mädchen zu sehen sind. Das Bild, das die beste Note in der Klasse bekam, nachdem ich meinem Lehrer erklärt hatte, was es bedeutete, ist hier nicht ausgestellt. Es hängt in meinem Loft und ist unverkäuflich.

Die anderen aber sind hier, großzügig gehängt in der weitläufigen Galerie. Als ich sie alle beieinandersehe, mit ihren knorrigen Ästen und leuchtenden Blättern, wird mir klar, von welcher Besessenheit die Unternehmung zeugt. Es versichert mich, dass ich jahrelang dasselbe Motiv gemalt habe.

»Ich bin ja stolz«, sage ich zu Marc und trinke einen Schluck Champagner.

Er kippt sein Glas in einem Zug hinunter und nimmt sich ein neues. »Was ist denn dann mit dir los? Du wirkst *so verdrießlich*.«